

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Reise-Erinnerungen aus Süd-Island [Schluss]
Autor: Schafroth, Marie M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

staubige Fahrstraße nach Zweiflüttschinen gingen. Glücklicherweise hatten wir viel Schatten, und aus dem Gebirgsfluß stieg eine angenehme Kühle. Erst als wir Wilderswil im Rücken hatten, brannte die Sonne hartnäckig auf unsere Köpfe, und wir waren froh, als der Weg in die ersten Häuserreihen von Interlaken einbog. Interlaken, weit ab vom Gebirge gelegen, gefällt mir nicht. Der reinste internationale Jahrmärktsummel und -bummel herrscht zur Hauptsaison in den Straßen. Jedenfalls macht es als Endpunkt einer Gebirgswanderung keinen günstigen Eindruck auf den Touristen, während es als Ausgangsstation einem minder mißfallen mag.

Ich begab mich sogleich auf die Post. Unter andern wurden

mir zwei Briefe Irmas eingehändigt, die ich in die Tasche steckte, um sie später mit Gemütsruhe auf dem Schiff zu lesen. Mit der Lektüre der übrigen war ich bald zu Ende. In einem Gasthof nahe der Bahn speiste ich dann mit meinen Begleitern, die noch einen Tag verweilen wollten, ehe sie in den Schwarzwald reisten, zu Mittag. Nachher brachten sie mich ans Schiff, mit dem ich nach Spiez fuhr, um dann mit der Eisenbahn weiter in die französische Schweiz zu reisen, der Einladung von Bekannten folgend, die in einem reizend gelegenen Dorfe des schönen Tales von Gruyère ein Landhaus stehen haben, darinnen mir ein hübsches Stübchen mit prächtiger Aussicht zur Ruhe und Erholung bereit gehalten war.

Reise-Erinnerungen aus Süd-Island.

Mit dreißig Abbildungen, zum größten Teil nach photographischen Aufnahmen der Verfasserin.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

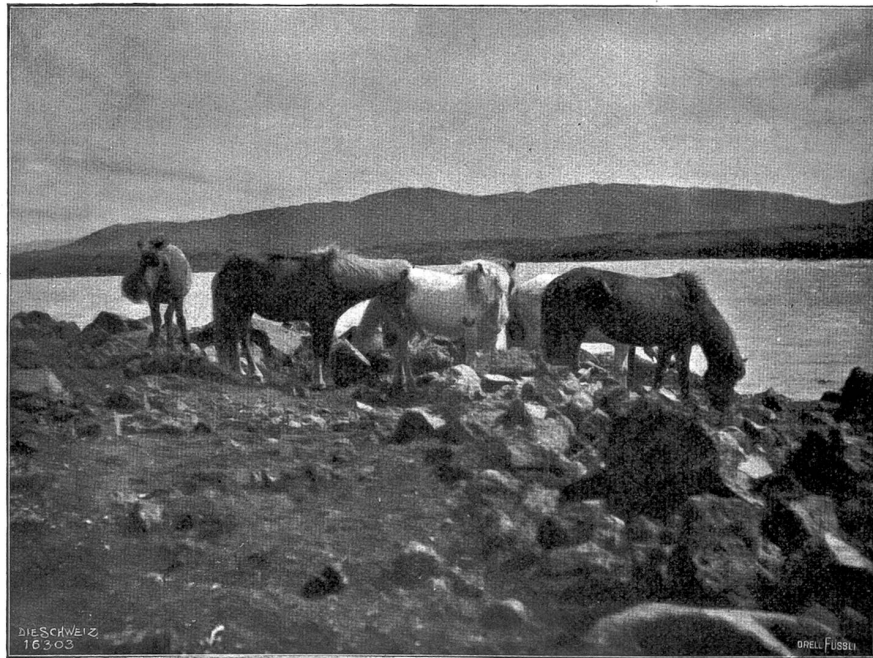
Der Morgen brachte uns herrliches Sommerwetter, aber auch die Entdeckung, daß zwei der Pferde die Füße befreit und sich beim Grasfen soweit entfernt hatten, daß sie unauffindbar waren. Am Abend erst wurden die Ausreißer gefunden, und da sie uns nachgebracht werden sollten, konnten wir endlich wegreiten, nachdem der Himmel wiederum seine Schleusen geöffnet hatte.

Als die Pferde vorgeführt wurden, erschienen an jedem Fenster einige Flachsöpfchen, die uns freundlich zunickten. Der Kinderlegen ist groß in Island: auf all den Gehöften, die wir besuchten oder an denen wir vorbeiritten, krabbelten stets eine Menge von Buben und Mädchen von allen Größen herum; Familien mit zehn bis zwölf Sprößlingen sind absolut keine Ausnahme. Der Familieninn ist sehr stark entwickelt, und es ist ein hervorragender Charakterzug der Isländer, die Verwandtschaft hoch zu halten und zu pflegen. Die Familie und die Abstammung eines jeden sind bis in die fernsten Grade bekannt. Es wird gewöhnlich jeder, auch der Fremde, nach seinem Namen, Alter, seiner Herkunft und seinem Ziele gefragt.

Als erfreulichen Ersatz für meinen durchgebrannten Fuchs brachten mir unsere Führer das schönste und beste Pferd, das wir mitgenommen hatten, ein Pferd, wie es die Reisenden nicht mieten können. Es war das Leibpferd eines Freundes unseres zweiten Führers und ihm während der Abwesenheit seines Besitzers geliehen worden. „Beauty“, wie wir das Pony genannt hatten, war ein vorzüglicher Paßgänger und prangte schon im glatten weichen Sommerfell und schien überhaupt die Bekanntschaft von Bürste und Striegel gemacht zu haben. Die übrigen Pferdchen trugen stellenweise noch das struppige Winterhaar, was nicht gerade sehr schön aussah, und was die zwei vorgenannten nützlichen Gegenstände anbetrifft, so waren die meisten wohl noch nie in Berührung damit gekommen, wie das in Island so üblich ist.

Bald kamen wir zu der Lagá, deren graues Gletscherwasser reizend dahinschoß und die wir rasch passierten, da sie nicht sehr breit ist. Der himmlische Erguß hörte auch wieder auf, und so schnell als möglich ritten wir durch die ziemlich uninteressante, monotone

Gegend. Einmal gab es eine hübsche Aussicht auf den längsten Strom Islands, die mächtige Thjórsá, die, ebenfalls einem Gletscher entspringend, ihre Fluten in einem tiefen Bette zwischen wüstenartigen Landstrichen dahinwälzt, während im Hintergrund der abgestumpfte, schneebedeckte Kegel der Hekla sichtbar wurde. Die letztere erhebt sich ohne wesentliche Vorberge fast unmittelbar aus der weiten Ebene bis zur Höhe von 1590 m und erscheint dank dieser Isoliertheit und ihrer schönen Form, besonders wenn sie mit soviel Schnee bedeckt ist wie in jenem Sommer, viel größer und imponierender, als sie eigentlich ist. Ihr Name bedeutet nicht „Haube“, wie die meisten Autoren angeben, sondern nach Kaalund „Mantel“, nach dem wallenden Nebelmantel, der sie oft umgibt und der einem isländischen Ueberwurf mit Kapuze, der Hekla genannt wird, ähnlich sieht. Sie trug auch an jenem Tage stellenweise einen zerkerten Wolkenkragen; doch hofften wir, sie werde ihn ablegen für die Zeit unseres Besuches. Etwa noch eine Viertelstunde vom Fluß entfernt, machten wir Halt bei einem ganz respektabel und behäbig aussehenden „Baer“, Thjórsárhölt. Es war zu spät geworden, um noch das andere Ufer und ein dem Berg näher gelegenes Gehöft zu erreichen. Das Innere hielt freilich nicht, was das Äußere versprochen hatte; es war sehr



Hus Island. Vor dem Durchschwimmen der Thjórsá.



In der Thjórsá.

zige Sitzgelegenheit eines niedern, kleinen, mit vernagelten Fenstern versehenen Raumes bot. Doch auch die allerbesten Vorsätze hielten in dieser Atmosphäre nicht stand, und wir eilten trotz dem Regen ins Freie und zu dem Strome, der hier sehr breit ist.

Beim Essen waren wir froh über die mitgeschleppten Konserven und das Geschirr; denn wir hatten die Schnauze eines der spitzartigen Schäferhunde des Gehöftes in bedenklicher Nähe der Teller gesehen und wußten, daß fast alle isländischen Hunde vom Blasenwurm (*Echinococcus*) befallen sind, den sie von den Schafen beziehen und sehr oft auf die Menschen übertragen. Für unsere Führer allerdings gab es ein lukullisches Mahl; denn es bestand aus verschiedenen isländischen Leckerbissen wie: Milch, Syrr, dünnem, gedörrtem Schaffleisch und Fisch, sowie Ruggbraudh, einem lederartigen, zähen Roggenbrot in Pfannkuchenform, welche Herrlichkeiten wir Damen schnöde verschmähten. Wir bekamen aber nachher ein sauberes, gut gelüftetes Schlafzimmer.

Der neue Tag brachte wieder Windfaden-Regen, und die Besteigung der Hekla mußte verschoben werden. Als sich das leidige Wetter aufklärte, begaben wir uns zu der Stelle am Strome, wo die Fähre liegt und die Thjórsárdalur genannt wird. Der schwierige Uebergang dauerte über eine Stunde lang, da die Pferde anfangs vor dem gewaltigen Strome ängstlich waren.

Nachher führte ein rascher Ritt über das breite Flachland, das uns noch von der Vestri-Mángá und der dahinter sich aufbauenden Hekla trennte und das mehr als einmal durch den Aschenregen der letztern verwüstet worden ist. Zuerst ging's noch über gutes Wiesenland; nachher dehnte sich vor uns eine silbergraue Moos- und Flechtenfläche aus, schon bestreut mit schwarzen, nicht überwucherten Blöcken, und dann kamen wir erst in eine Stein- und Lava- und nachher in eine Sandwüste mit vielen vom Winde zusammengewehten Sandhügeln und wiederum in Lavafelder mit halbzerstörten Höfen — all dies traurige Zeugen der verheerenden Gewalt der vulkanischen Ausbrüche und der Sandstürme. Kein Grün erfreute hier das Auge; nur da und dort standen einige Büschel Sandhafer (wilde Korn, auch isländisches Korn genannt), der den Flugsand aufhält und dessen Mehren eingesammelt, ausgedroschen, gedörrt, gemahlen und dem kostbaren Roggenmehl beigemischt zu Brot gebacken werden, während die Halme als Stroh zur Bedachung des Hauses und die Wurzeln zum Flechten von Tauen und Packfättern Verwendung finden. In diesen von der Natur so stiefmütterlich behandelten Gegenden muß sich der Mensch alles, auch das unscheinbarste Ding nutzbar zu machen

suchen; so benützt denn auch der Isländer das bekannte isländische Moos oder die isländische Schildflechte nicht nur als Arzneimittel, sondern auch als Surrogat für den Roggen.

Die Ponies hatten es ebenso eilig wie wir, aus dieser trostlosen Umgebung zu kommen, und flogen förmlich den fastigen Weiden an der Vestri-Mángá entgegen, was auf dem weichen Sandboden ein angenehmes, auf dem Steingeröll ein sehr fragliches Vergnügen war. Hin und wieder erblickten wir durch das Gewölk Schneeberge und einmal in der Ferne Islands höchsten, aber nicht sehr imposanten, weil schmalen Wasserfall, den Fossarfoß. Er wird gebildet durch den Sturz der Fossá, eines Nebenflusses der Thjórsá, über einen vierhundert Fuß hohen Felsen. Vor uns winkte fast immer die Hekla, die zuerst noch ihre „Hekla“ trug, aber später ganz frei wurde. Die einzigen lebenden Wesen, die wir in diesen traurigen Wüsteneien antrafen, waren vereinzelte krächzende Raben. Alles war düster um uns; denn Islands Höhen erscheinen bei trüber Bitterung stets fast ganz schwarz; nur manchmal leuchtet etwas rötliche Schwefelerde durch oder es kommt ein winziger grüner Streifen dürftigen Grases hervor. Zuletzt stellten sich uns viele verzweigte Bäche und Flüsse in den Weg, dann ein Moorland als Vorläufer der schönen Wiesen, die zu dem stattlichen Hofe Galtarlaekur gehören, woselbst wir gegen Abend eintrafen. Raum hatten wir uns häuslich niedergelassen und das einzige kleine Gastzimmer bezogen, als der Ruf ertönte: „Eine zweite Partie!“ Bald darauf trabten denn auch vierzehn Ponies an, und zwei deutsche Herren mit ihren zwei Begleitern kamen um Obdach zu bitten, das ihnen eben nicht gewährt werden konnte. Sie mußten neben dem Hof ihr mitgebrachtes Zelt aufschlagen.

Ein kleiner Spaziergang in der Umgebung brachte uns zu einer hübschen Kaskade der Vestri-Mángá, die sich zwischen grünen Hügeln durchschlängelt und eine kleine mit Birkenstrüpp bewachsene Insel umspült. Wir hatten die Kette der sich hier stattlicher ausnehmenden Vorberge der Hekla und diese letztere selbst ihrer ganzen Länge nach vor uns, und die beschneiten Krater des Vulkans erglänzten in unbeschreiblicher Schönheit und machten den Eindruck einer leicht hingeworfenen Aquarellskizze, während im Nordosten ein schwerfälliger, stumpfer und kahler Felskloß stand, der Bürfell, von dem aus sich eine Reihe niederer Lavahügel dem Fluß entlang ziehen. Plötzlich sahen wir die Spitzen der Hekla in röllichgoldigem Lichte, in reinem Alpenglühen erglänzen. Kurz darauf stürmte eine dritte Kavalkade an und bat um Unterkunft. Es waren die junge schwedische Komtesse, eine Studentin der Medizin, und ihr Führer, die uns nun hier einholten, trotz einem Umwege zu der Thjórsábrücke, weil wir einen Tag in Hrúni verloren hatten. Da die Dame müde zu sein schien und das nächste Gehöft weit zurück entfernt lag, boten wir ihr Unterkunft in unserem Stübchen an, was sie auch gerne annahm, trotzdem die Aussicht, zu dreien in dem winzigen Raume zu schlafen, nicht gerade verlockend war; doch konnte ja uns allen noch manch Schlimmeres begegnen als das bißchen Heringsgefühl.

Als wir am Morgen rittbereit vor die Türe traten, blies ein heftiger Wind und wehte den Sand von den Wüsten ringsum bis zu uns herüber, sodaß die Luft rötlich gefärbt erschien und wir schleunigst ein geschütztes Plätzchen suchten. In der Ferne stiegen dicke Wolken des lofen gelben Sandes auf; es hatte den Anschein, als ob alle Pläne scheitern sollten. Um zehn Uhr aber legte sich der Wind in der Richtung unseres Zieles; der Berg lag vollkommen klar und sturmfrei vor uns, und wir ritten ab und ließen die Schottin allein zurück. Die Schwedin mit ihrem Führer, die beiden Deutschen mit zwei Führern, die Schweizerin mit zwei Führern und ein Extraführer für die Bergbesteigung bildeten eine stattliche Karawane, die der Zufall zusammengefügt hatte. Die Spitze des Zuges hielt die Standinavierin, eine vorzügliche Reiterin.

Zuerst wurde die ziemlich tiefe Vestri-Mángá durchritten, dann noch verschiedene Bäche, deren Ufer dichtes Weiden- und Birkengebüsch trugen und wo die Pferde jedesmal in langen

Zügel tranken, als ob sie wüßten, daß es heute während vielen Stunden nichts geben würde. Nachdem wir einen großen Lavaström überschritten und in einer grünen Talmulde noch einen langen Halt der Tiere wegen gemacht hatten, gelangten wir in zwei Stunden zum eigentlichen Fuß des Berges, und nun begann für die Ponies ein mühseliges Klettern durch die trostloseste, grauenhafteste Wüste. Während unten in den Felsen noch der rötliche Ton des Gesteins etwas Farbe in das Bild gebracht hatte, war hier alles schwarz, kohlen schwarz, eintönig, starr und tot; die riesigen Schlackenmauern schienen uns erdrücken zu wollen; der Ernst und die Stille des Todes herrschten hier, und man empfand nur ein unheimliches Grauen inmitten dieser versteinerten Lavastürze. Wir befanden uns ja auch am Tore zur Unterwelt; denn der isländische Volksglaube verlegte in früherer Zeit den Eingang zur Hölle bezw. zum Fegfeuer in diese schaurige Wildnis, obwohl ihm auch eine kalte Bein im Polareise bekannt war. Nachdem wir ein erstes, breites Schneefeld überschritten hatten, stiegen wir in der Höhe von etwa 600 m an einer geschützten Stelle ab, und hier blieben nun die Pferdchen, ergeben in ihr Schicksal, das ihnen heute jedes Hälmchen Gras und Tröpfchen Wasser versagte, regungslos stehen, bis wir zurückkehrten, nur gehütet von Führer Finsen und einem eigens dazu mitgenommenen Jungen.

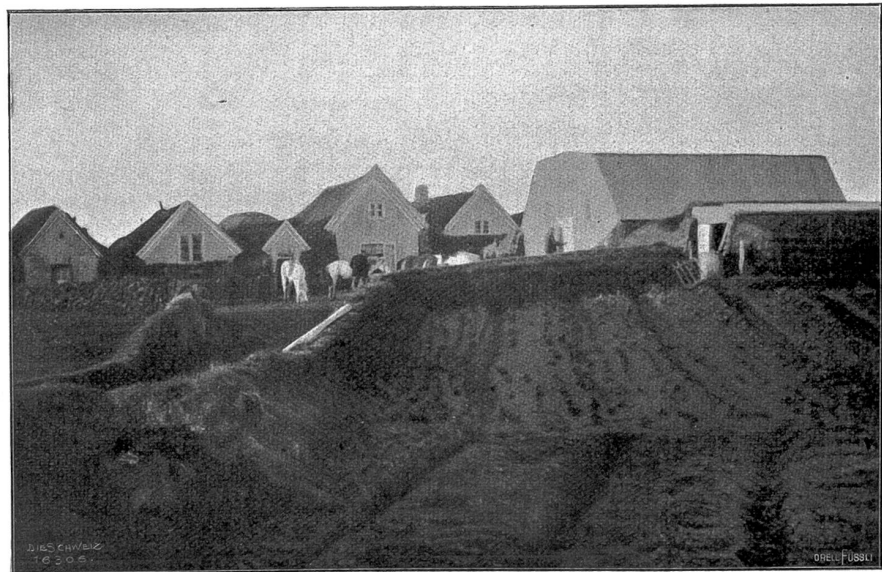
Es würde viel zu weit führen, die verschiedenen Ausbrüche der Hekla und die damit verbundenen Erdbeben und deren Folgen hier anzuführen. Es sei nur kurz erwähnt, daß sie in geschichtlicher Zeit achtzehn Ausbrüche gehabt hat. Man hielt den Vulkan oft für erloschen; doch nahm er gewöhnlich nach sechzig bis neunzig Jahren seine Tätigkeit wieder auf. Die erste bekannte Eruption fällt in das Jahr 1104 und die stärkste in dasjenige von 1300; diese hielt ohne Unterlaß fast ein Jahr lang an. Auch die Ausbrüche von 1510, 1597 sowie 1693 waren sehr heftig und verderbenbringend und ebenso die letzte Eruption im September 1845, die bis etwa Mitte des nächsten Jahres dauerte. Ein letzter vulkanischer Ausbruch fand im Jahre 1878 in der Wildnis nordöstlich der Hekla am Helliðvífl statt*).

Die Besteigung des Berges ist seiner Höhe und der Zeit nach zu schließen, die der Aufstieg beansprucht, eigentlich eine Kleinigkeit. Bei den ungünstigen Schneeverhältnissen, die wir antrafen und die das Steigen sehr beschwerlich machten, sowie wegen des Kletterns über die durchlöchernte, daher stets nachgebende Lava, über die nasse Vulkanerde und das Geröll bei einem heftigen Gegenwinde war sie entschieden eine Strapaze. Der Ortsführer, nur mit den weichen isländischen Schuhen versehen, kletterte wie eine Gemse voran und ließ uns alle, mit Ausnahme der tapfern Schwedin, weit hinter sich zurück. Oft entschädigte ein herrlicher Rundblick für die Mühe des Gmporklimmens. Als mein Führer und ich als letzte Nachzügler den ersten der vier höchsten Gipfel und zugleich höchsten Kraterpunkte erreichten, war der Wind so mächtig geworden, daß wir uns nur mit Mühe festhalten konnten. Eine großartige Aussicht belohnte uns allerdings. Süd-Islands weite Gletscherwelt lag zu unsern Füßen ausgebreitet. Da schweiften der trunkene

Blick von einem glitzernden Eispalaste zum andern. Im Süden schimmerten die Schnee- und Eiskolosse des Lindajalla-, Godhalands-, Myrdals- und Ghatjallajökulls und der Kátla, im Norden die des riesengroßen Läng- und der Blasfell- und Stalbreidharjökulls und im Osten die des zerklüfteten Torfajökull. Hinter den toten, düstern Felsabhängen der Ausläufer der Hekla dehnt sich die grüne, wiesenreiche, stromdurchflossene Ebene aus und daneben gegen Nordosten zu die weite, fürchterliche Sandwüste des Sprengjandur, woselbst wohl eben ein entzündlicher Sandsturm wütete; denn hohe rötliche Wolken erhoben sich dort und schienen die Welt gegen Nordosten wie mit Mauern abzuschließen. Hinter den zackigen Zinnen der Thryngingur sollten das Meer sichtbar werden und die Westmännerinseln; doch verhüllten Wolken dort den Ausblick; zudem waren wir wohl nicht hoch genug gestiegen, da wir den höchsten Gipfel, den dritten in der Reihe nicht erreicht haben. Die Kraterwände sind teilweise eingestürzt, und halbkreisförmige Ruinen sind zurückgeblieben; dadurch entstand eine Folge von Erhöhungen. Während des Gmporklimmens glaubt man stets drei vor sich zu haben; vom Tale aus lassen sich aber bei klarem Wetter acht kleine Spitzen deutlich zählen. Der eiskalte Wind setzte je länger desto mehr mit solcher Gewalt ein, daß ich mich nur mit größter Mühe festhalten konnte, indem ich mich krampfhaft am Führer oder am Stock und Gestein festklammerte; an ein Höherklettern und Doffnen des Kodak war nicht zu denken. So begannen wir baldmöglichst den Abstieg, der schnell und glatt vor sich ging — denn der Wind blies uns tatsächlich über die Schneehalden hinab — und in etwa anderthalb Stunden kamen wir wieder bei dem Lagerplatz an, woselbst die Zurückgebliebenen heißes Teewasser aus geschmolzenem Schnee und Bouillon bereit hielten. Wir verließen aber sobald als möglich diese Stätte des Entsetzens, und die Ponies rasten förmlich über Lava, Sand, Schneefeld, Steine, Erhöhungen und Gräben bis zur Talmulde, wo Wasser für sie floß und Gras wuchs. Eine zu lange Raft und Schwelgerei durften wir ihnen nicht gönnen. Bald ging es weiter, und es war der schönste Mitt der ganzen Reise, einfach ein Hochgenuß so dahinzustiegen auf der zierlichen, federweichen „Beauty“, ohne die ewige, manchmal allerdings sehr amüsante Plackerei mit dem Gepäcksack.

Es folgte als Abschluß des schönen Tages noch ein prachtvoller Sonnenuntergang, und dann war es mit dem Sonnenschein endgültig vorbei; denn schon der nächste Tag brachte einen frühen Aufbruch unter Regenbegleitung.

Unsern Weg mußten wir uns, nachdem wir die Wiesen verlassen, abwechselungsweise durch trostlose Steppen, Lava-



Aus Island. Gattarlaekur, ein typischer Bauernhof im Südländ.

*) Wie Zeitungsnachrichten melden, fanden letztes Jahr auf Island, insbesondere im Gebiete der Hekla Eruptionen statt, ungefähr zu gleicher Zeit wie die verhängnisvollen des Vesuv und wie das Erdbeben in San Franzisko. Es sollen auch neue Geyfire entstanden sein.

oder Sandwüsten bahnen; keine Spur eines Pfades, kein Zeichen des Lebens umgab uns. Zum Glück hatte der Morgenregen den Sand etwas festgeklebt, sonst hätten wir gegen zwei Uhr die ganzen Schrecken eines richtigen Sandsturmes erfahren müssen; es war auch so noch schlimm genug. Haus- hoch wirbelte der Wind den Sand empor, und oft schien es, als ob wir uns inmitten eines rötlichgelben, züngelnden Wolkenwalles befänden; denn von allen Seiten stürmten diese Sandwirbel daher — ein ganz wunderbares, aber alles Leben und Keimen zerstörendes, für die Landbewohner verheerendes Phänomen. Trotz der festansitzenden Eidweiber und Delleinwandkapuzen drangen die feinen Sandkörner überall hin, in Poren, Augen, Mund und Nase; auch die Pferde schoben und suchten eiligst aus dem Bereiche des Sandes zu kommen. Der schlimmste Pfad nimmt schließlich ein Ende, und so gelangten auch wir wieder in bewohnbare, grastragende Gegenden und zu einer netten Farm Andvöðsholt, woselbst wir, um den kleinen Imbiß ohne Sandbeigabe genießen zu können, um Obdach baten.

Hernach nun stellte sich wieder der treue Regen ein, und fort ging es über ähnliche Steppen und Lavawüsten und zuletzt noch über tiefgefurchte Felder bis zur Kunststraße, die nach Reykjavik und uns zunächst zu dem Hause des Brückenwärters bei der Thjórfa führte, woselbst wir anstatt in neun Stunden infolge des scharfen Rittes in siebeneinhalb Stunden anlangten. Wir wurden erwartet, da der Führer der Schwedin uns angemeldet hatte. Man führte uns in zwei kleine Schlafkammern mit je einem Bette — ein ungewohnter und nach dem Ritt durch Sand und Wasserregen und nach den Nächten auf dem Boden ein doppelt willkommener Komfort.

Der Abendtisch ward mit isländischen Leibgerichten in großer Fülle gedeckt, von denen uns namentlich ein wunderschöner, sehr gut zubereiteter Lachs aus der Thjórfa daran erinnerte, daß wir uns wieder den Stätten der Zivilisation näherten. Dies sollte uns am Morgen noch deutlicher ins Bewußtsein gebracht werden; denn wir entdeckten im Bücherschranke unseres Wirtes die meisten englischen Klassiker in guten, gebundenen Ausgaben, daneben die Encyclopædia Britannica, American Humourist, Emerson's Essays, Darwin's Descent of Men and Origin of Species, ferner deutsche Werke über Therapie und Homöopathie u. s. w., sowie eine Menge älterer, guter englischer Novellen. Die abgegriffenen Bücher zeugten von öfterem Gebrauche, und ein Gespräch mit ihrem Besitzer, der natürlich auch geläufig englisch sprach, bewies uns, daß er

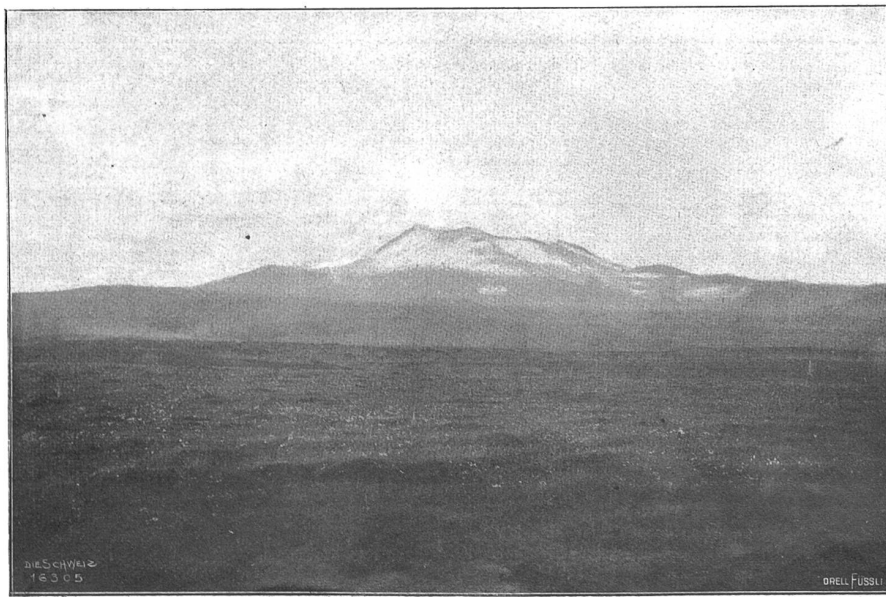
feine gedruckten Schätze kannte und liebte und daß er stolz darauf war. Er setzte sich zu uns zum Frühstück, das erste Mal, daß einer unserer Gastgeber dies tat.

Nachher brachen wir rasch auf für den trübseligsten Ritt unserer ganzen Tour. Zuerst mußte die schöne Thjórfaábrú, eine von zwei englischen Ingenieuren erstellte Hängebrücke überschritten werden und später eine ähnliche über die Ofusá, wie die Hvítá im südlichen Laufe heißt. Es kostete beide Male eine Heidenmühe, bis wir die Pferde zum Hinübertröten gebracht hatten. Unaufhörlich goß es, und tiefe, feuchte Nebel hingen hernieder, sodaß wir rein nichts vor uns sahen als die schwarze, endlos sich hinziehende Straße. In zahllosen Windungen schlängelt sie sich dem Berg entlang auf das Hochplateau, das Hellisheidi, von wo aus wir trotz allem den kleinen Absteiger zu den Spring- und Lehmquellen Reykir machten. Von den erstern wird eine auch Vitli-Geyfir (Kleiner Geyfir) genannt; sie warf früher jede Stunde ihre Wassergarbe ungefähr zwanzig Fuß hoch empor. Jetzt springt sie nicht mehr, sondern beschränkt sich auf beständiges Kochen und Sieden und Emporschleudern des Wassers zu ganz unbedeutender Höhe. Interessanter erschienen mir die quellenden Lehmpfähle, von denen einer bläulichen Schlamm in großen Massen aufwirft, ein anderer in der Tiefe ihn zu kochen scheint und ein drittes, sehr großes Becken ziegelroten Schlamm enthält, während noch eine andere Stelle eine Menge kleiner Löcher zeigt, in deren Tiefe ebenfalls roter Schlamm brodelt.

Der Nebel wurde dichter und dichter; kaum konnten wir noch die Steinpyramiden am Westrande und unsern Vordermann unterscheiden, und jedesmal gab es Zusammenstöße und einen Wirrwarr von Pferdeköpfen, wenn wir einer uns entgegenreitenden Karawane begegneten oder eine andere überholten. Als es einmal gar zu schlimm werden wollte, erinnerten wir uns zum Glück rechtzeitig daran, daß wir uns ja auf einer angenehmen Vergnügungsreise befanden, und ließen uns somit fröhlich bis auf die Haut durchknäpfen: die Waterproofs hielten dieser isländischen Sintflut nicht mehr stand, und das Wasser floß wie durch ein Sieb. Wir vermiften die in Reykjavik nicht erhältlichen Delleinwandkleider schmerzlichst und benutzten einige in Tümpeln badende Wildenten um ihr öliges Federkleid.

In unserem letzten Nachtquartier, dem großen aus Wellblech erstellten Hofe, Kolvidharhöll, waren wir auch angemeldet und wurden vom Besitzer in ein sehr hübsches Wohn- und großes Schlafzimmer mit zwei Betten geführt. Nach dem neunstündigen Ritt vereinigten wir uns alle gerne in dem traulichen und behaglichen Wohnzimmer, das verschiedene hübsche Bilder aufwies, in deren Rahmen die Karten vieler Reisender mit Lobpreisungen der Gastlichkeit unseres neuen Wirtes steckten. Die freundliche und sehr schmecke Hausfrau legte das Tischgedeck, wie fast überall, selbst auf, und es berührte uns sehr wohlthuend, zum ersten Male eine Frau mit ordentlich gekämmtem Haare um uns zu haben. Seitdem Reykjavik und Thingvellir hinter uns lagen, hatten wir in der Beziehung fürchterliches gesehen und erlebt, selbst im Pfarrhaus; doch hatten wir dort die Hausfrau nicht erblickt.

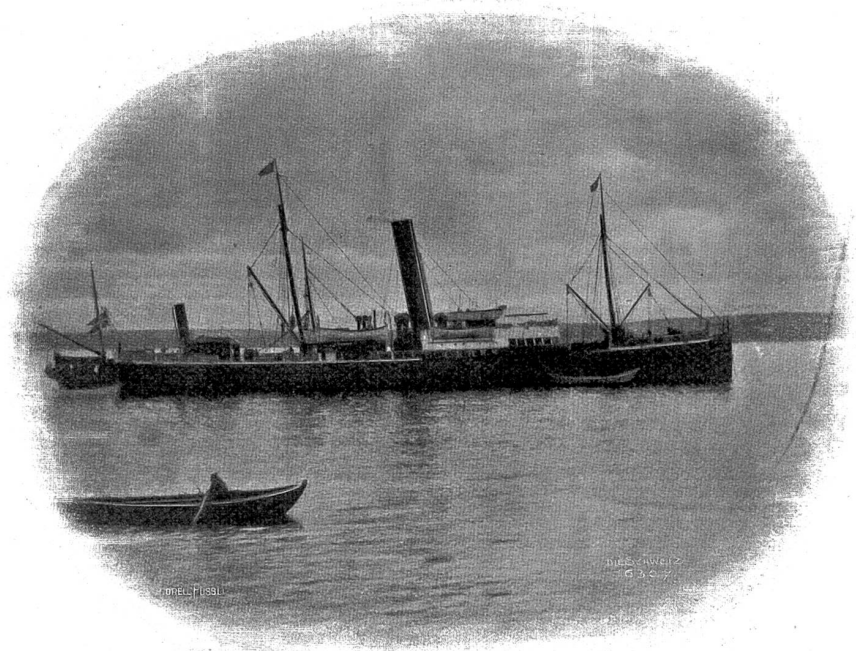
Am folgenden Morgen, einem Samstag, mußten wir in unsern teilweise noch sehr nassen Kleidern aufstehen und wieder unter



Hus Island. Die Gella.

himmlischer Begiehung von unsern freundlichen Wirten Abschied nehmen. Zur Seite dunkle, rußige Kraterfegeln mit zinnoberroten Flecken, die sogenannten „roten Berge“, vor uns neuerdings ein schutt- und trümmerbesätes, mäßig welliges Gelände, da und dort durchbrochen durch kleine Bäche mit schmalen Nasenstreifen, bei dem flatschenden Regen alles grau in grau getönt — so bot sich uns die letzte Strecke dar, und wir atmeten alle befriedigt auf, als wir die See und die belebte Rkhe erblickten und wieder in die Hauptstraße von Reykjavik nach Thingvellir einbogen und als die ersten Häuser der Metropole vor uns auftauchten. Zum Glück hörte endlich das allzureichliche Gießen auf, und wir konnten in leidlicher Verfassung vor dem Hotel Ísland anreiten. Menschen und Tiere waren froh, das Ziel erreicht zu haben, und es war gut so, uns wäre sonst der Abschied von dem reizvollen Nomadenleben und den tapfern lieben Tierchen zu schwer geworden. So hatte denn unser Zigeunerleben einen etwas gewässerten Abschluß gefunden, und wir kehrten um einen großen Schatz schönster Erinnerungen an fröhliche Erlebnisse, an großartige Naturwunder reicher wieder, und vergessen waren alle Unannehmlichkeiten, Beschwerden und physischen Leiden, die eine solche Tour für verwöhnte Mitteleuropäerinnen notgedrungen im Gefolge haben muß.

Am Sonntag statteten wir noch den Museen unsern Besuch ab, und am Abend brachte uns das Boot des Hotel Ísland über die spiegelglatte Bucht, in der zahllose prächtige Quallen schwammen, zur „Ceres“, die uns südwärts tragen sollte. Die



Aus Ísland. Der dänische Postdampfer „Ceres“ auf der Rkhe von Reykjavik.

Rkhe bot ein hübsches, belebtes Bild, und noch einmal durchbrach die Sonne zum Abschied siegreich das Gewölk und ließ uns einen letzten Blick auf den Mittelpunkt der Welt (nach Jules Verne), den eisgepanzerten Vulkan Snaefell Jökull werfen — hernach hüllte sich das „uralte Ísafold“ in undringliche Nebelschleier.

Marie W. Schafroth, Burgdorf.

Die „Braut von Messina“ im Amphitheater von Vindoniffa.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

(Fortsetzung).

Solange der große Eindruck von Vindoniffa in uns nachwirkt, solange wird eine Reigung vorhalten, im Großen zu sehen. Wir sind das nicht sonderlich gewohnt, und wir gestatten es einander nicht gern. Für einmal sei nun also dem Betrachtenden die Freude an den großen Maßstäben pathetischer Stimmung gestattet.

Ist es zu viel, wenn wir meinen, vor einem Wunder der Geschichte, der Kultur-, der Literaturgeschichte zu stehen? Eine Kontrastwirkung, die anderthalb Jahrtausende umspannt, und das nachträgliche Erleben einer Tafel, die hundert Jahre lang nicht geglaubt, vom eigenen Urheber nicht mehr geglaubt worden, das sind doch Ueberraschungen, die den Namen eines Wunders verdienen.

Wir stehen auf weitem Feld.

In einer andern, einer fremden Zeit hat in einer großen Stadt ein ganz anderes Volk, ein fremdes Volk gelebt, ein reiches, starkes Leben. Es hat in üppiger Rohheit seinen Leidenschaften gefrönt, im weiten hohen Rundbau, unter freiem Himmel zu Tausenden seine schaurigen Heidenspiele getrieben, Menschen und Tiere sich zerfleischen lassen zum Nitzel seiner Nerven. Kein Werk der Schönheit jener gottbegnadeten Vorzeit hat dies Theater geadelt. Die hohe Kunst des blauen Mittelmeers war längst verklungen. Verformene Größe nur hatte sich da noch eine Stätte gebaut, und vertierenden Begierden diente ihr Aufwand. Das ging so seine Hunderte von Jahren, bis dieses Volk und seine Zeit versank im Dunkel, im Nichts, spurlos scheinbar.

Tausend und noch ein halbtausend Jahre vergehen. Eine andere Zeit, ein anderes Volk. Die Andacht vor der Vergangenheit erwacht und schreitet von schlichten Gräberfunden zur Entdeckung dieses stillgewordenen, unter der Erde schlummernden, mächtigen, weiten Steinrunds. Reihen von Sigen treten ans Licht des verwunderten Heute, und wo der Taumel von soviel Tausenden gedonnert, schweigen heute viel Tausende, in Lauschen gebannt, vor dem Spiel höchster Dichtung, darin ihr reinsten Dichter des Menschenlebens ewigste Wahrheiten erzählt, in einer edeln Sprache, die so lange zu ihnen reden wird, als sein Volk da ist, ihn zu hören. Das schöne Wunder ist geschehen. Wer es sich so recht vergegenwärtigt hat, wird ihm tiefe Andacht bewahren.

Sonderbar der Segen, der aus dieser fluchbeladenen Stätte einer heiligen Blume gleich erwachsen! Dieser Ort der Greuel, der von dem Gut seiner Zeiten nur den alten edeln Rahmen des mächtigen Steinrunds zu erben gewußt, ruft heute durch dies prächtige steinerne Erbe ein ewig totgeglaubtes weisewolles Kunstwerk ins erste wahre Leben und adelt sich mit solcher Weihe anderthalbtausend Jahre nach seinem Tode.

Totgeglaubt war ja das Trauerspiel „Die Braut von Messina“ all die hundert Jahre, seit es geschrieben ist. Totgeglaubt hat es, wie gesagt, Schiller selbst, und totgesprochen hat es die zünftige Literaturgeschichte, die es erst recht wissen muß. Da wird allenfalls von geistreichem Experiment gesprochen, die Anwendung des Chores direkt als Verirrung bezeichnet. Wohl ließ man gelten, daß das Werk reich sei an einzelnen